

CHAIM GRADE

Mein Streit mit Hirsch Rasejner

Paris 1948



S V
J V

Chaim Grade
Mein Streit mit Hirsch Rasejner
Paris 1948

Aus dem Jiddischen übertragen und
mit einem biografischen Essay versehen von
Susanne Klingenstein

SUHRKAMP VERLAG
JÜDISCHER VERLAG

Erste Auflage 2026
© der deutschsprachigen Ausgabe
Jüdischer Verlag GmbH, Berlin, 2026
My Quarrel with Hersh Rasseyner © by The YIVO Institute
for Jewish Research and The National Library of Israel. All rights reserved.
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagfoto: ullstein bild – Süddeutsche Zeitung Photo/Scherl
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-633-54344-1

Jüdischer Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Mein Streit mit Hirsch Rasejner

Das Jüdische: es hat eine Ewigkeitsdimension.
Und wäre es nur die schier
ununterbrochene Untergangsnähe:
Sie allein würde ausreichen, dies zu bestätigen.

Paul Celan an Jaap Geraedts 1957

Inhalt

Chaim Grade Mein Streit mit Hirsch Rasejner	11
Anmerkungen	74
Susanne Klingenstein Chaim Grades Rechtfertigung . . .	93
1. Der Text: Rezeption und Bedeutung	95
2. Der Autor: Chaim Grades Leben und Werk	113
3. Der Kontext: Entscheidungen in Paris 1948	172
Anmerkungen	191
Transliteration	209
Abkürzungen	211
Bibliografie	212
Dank	230

Chaim Grade Mein Streit mit Hirsch Rasejner

I.

Im Jahr 1937 fuhr ich nach Bialystok. In dieser Stadt hatte ich 1930 in der Jeschiwa der Musaristen von Novardok studiert.¹ Ich traf dort noch viele meiner alten Kommilitonen. Einige kamen sogar eigens zu jenem Abend, an dem ich auftrat. Andere besuchten mich heimlich. Der Rektor der Jeschiwa durfte nichts davon erfahren. Ich sah in ihren von Barthaar überwucherten Gesichtern, dass sie unter ihren zerrissenen Kleidern litten. Ihre jugendliche Glut war mit der Zeit erloschen. Fromm hielten sie die Gesetze ein und beachteten alle Gebräuche, doch auf ihnen lag die Müdigkeit ihrer schweren geistigen Kämpfe. Jahrelang hatten sie versucht, das Verlangen nach den Freuden des Lebens aus sich herauszureißen, spät erst bemerkten sie, dass sie vergebens gekämpft hatten. Sie waren ihren Begierden nicht entkommen.

Ich begegnete auch solchen, die mit der Zeit noch frömmere, ernster und verschlossener geworden waren. Ich hatte mich allerdings umsonst darauf eingestellt, dass sie mir in der typischen Art der Musaristen scharf »ins Gewissen reden« würden. Sie rügten mich keineswegs. Einige waren recht freundlich zu mir, aber sie vermieden es, sich auf eine Diskussion einzulassen. Andere seufzten und sahen mich an wie einen Verlorenen.

Doch die ganze Zeit suchte ich einen Einzigen und fand ihn nicht, meinen alten Freund Hirsch Rasejner. Pechschwarz war er gewesen, stets in Gedanken vertieft, den brennenden Blick gesenkt. Ein Schweiger, ernst und grüblerisch. Nur wenn er sich über den *Pflichten des Herzens*² wiegte, hörte man seine gequälte, schwermütige Stimme. Man sagte ihm nach, er habe beim Ethikstudium in seiner Verzückung alle Stehpulte im Lehrhaus zertrümmert. Ich sah ihn nirgends. Schließlich erfuhr ich, dass er sich in eine Dachstube zurückgezogen hatte, um spirituelle Erhöhung durch Abgeschiedenheit³ zu praktizieren, und nicht einmal mehr in die Jeschiwa kam.

Doch dann eilte er mir einmal ganz unerwartet auf der Straße entgegen. Er ging sehr schnell, den Blick gesenkt, wie es bei Novaredkern üblich war, da sie der Welt nicht auf Augenhöhe begegnen wollten. Und doch sah er mich. Er verschränkte die Hände hinter dem Rücken und zog auch noch die Ärmel über sie, damit er mir nicht die Hand reichen musste. Je näher er kam, desto höher hob er den Kopf. Als wir uns von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden, schaute er mich scharf an. Seine Nasenflügel zitterten vor Aufregung, aber er schwieg.

Wenn man einen Novaredker fragt: Wie geht's?, bedeutet das: Wie steht's um deine Jüdischkeit? Hast du eine höhere Ebene der Spiritualität erreicht? Daran hatte ich überhaupt nicht gedacht, als ich ihn ganz einfach fragte: »Wie geht's dir, Hirsch Rasejner?« In der Jeschiwa wurde man nach der Stadt genannt, aus der man kam.⁴

Hirsch trat einen Schritt zurück. Er musterte mich von Kopf bis Fuß, erfasste, dass ich gut angezogen war, verzog verächtlich das Gesicht und sagte streng: »Und wie geht es dir, Chaim Wilner? Meine Frage dürfte wohl die dringlichere sein.«

Ich fühlte, wie meine Lippen bebten, und gab ihm wütend zurück: »Deine Frage, Hirsch Rasejner, ist überhaupt keine Frage. Ich tue, was ich tun muss.«

Ohne dass er die Hände hinter seinem Rücken hervorgeholt hätte, wich Rasejner noch weiter vor mir zurück und schrie mir mitten auf der Straße ins Gesicht: »Meinst du vielleicht, Chaim Wilner, dass du dich gerettet hast, als du von der Jeschiwa weggelaufen bist? Du weißt doch ganz gut, was man bei uns sagt: Wer einmal Musar studiert hat, empfindet keine Lebensfreude mehr.⁶ Du wirst ein Krüppel bleiben, Chaim Wilner, lebenslänglich. Du bist für immer deformiert. Du reimst ketzerisches Zeug zusammen, und dafür kneift man dich ins Bäckchen wie einen Erstklässler. Um deine Blasphemie noch zu steigern, kommst du just in die Stadt, in der du studiert hast, um deine Gottlosigkeiten vorzutragen. Dafür stopft man dich jetzt voll mit Lob wie eine Gans mit Mais und hätschelt dich wie ein Nesthäkchen. Aber später, wenn du in die Schule der Treyfniaken⁷ gehst, wirst du erfahren, wie sie dich schlagen. Wer von euch würde denn nicht durch Kritik gekränkt? Wer von euch wäre denn so stark, dass er nicht um Anerkennung bettelte? Wer von euch wäre denn bereit, sein Büchlein anonym herauszubringen? Für euch ist doch die Hauptsache, dass euer Name ganz groß auf dem Titelblatt steht. Du hast unsere Seelenruhe⁸ für ein Verlangen aufgegeben, das du nie befriedigen kannst, und für Zweifel, die du auch nach langem Grübeln nie wirst zerstreuen können. Dein Schreiben wird niemanden verbessern und dich wird es schlechter machen. Ich habe gehört, dein Büchlein, dein Papierfetzen heißt *Ja*.⁹ Aber ich sage dir – Nein! Hörst du mich, Chaim Wilner? – Nein!«

Kaum hatte er sich ausgeschrien, eilte Hirsch Rasejner

schon energisch davon. Aber ich war auch einmal Musarist gewesen, und so rannte ich ihm nach.

»Hirsch, jetzt hörst du *mir* zu. Niemand kennt deine Zerissenheit besser als ich. Du bist stolz darauf, dass es dich kaltlässt, wenn die ganze Straße lacht, weil du Schaufäden bis zu den Knöcheln trägst.¹⁰ Du redest dir ein, dein rituelles Unterhemd aus feinem Leinen¹¹ bilde eine Feuerwand¹² zwischen dir und der Welt. Du klammerst dich an deine Schaufäden wie ein Ertrinkender an ein Seil, aber das hilft dir nicht beim Schwimmen gegen den Strom. Du erniedrigst dich, weil du Angst hast, die Welt, wie Potiphars Frau, könnte dich attraktiv finden, und du dann keine Kraft hättest, dich von ihr loszureißen wie Joseph der Gerechte. Deswegen ergreifst du die Flucht vor der Versuchung und glaubst, die Welt laufe dir nach. Und wenn du dann siehst, dass die Welt dir gar nicht nachläuft, wirst du wütend und schreist: Keiner freut sich am Leben. Damit willst du dich trösten. Wenn du dich in die Abgeschlossenheit deiner Dachkammer zurückziehst, tust du das, weil du lieber auf alles verzichtest, als die Krümel anzunehmen, die die Welt dir zuwirft. Das ist deine Bescheidenheit. Dein Eremitendasein ist nichts als Stolz.

Und wer hat denn gesagt, dass ich weg bin, um mich zu vergnügen? Ich ging weg, um eine Wahrheit zu suchen, in deren Besitz du nicht bist. Ich bin eigentlich auch nicht weggegangen. Ich bin nur zurückgekehrt nach Wilna in meine Straße, die *Yatkever gas*.¹³ Du meinst, du peinigst mich, wenn du Nein schreist, weil ich ein Buch mit dem Titel *Ja* geschrieben habe? Du begreifst nicht, dass ich selbst Nein sage zur Welt, wie sie ist. Aber ich zwingen mich, Ja! zu sagen, denn ich glaube an meine Straße. Ich liebe die Träger, deren Rücken von ihren Lasten gebrochen wurden, die Handwerker, die in ihren Werk-

stätten schwitzen, die Marktfrauen, die sich abrackern, damit sie einem Bettler auch ein Stück Brot geben können. Du tadelst die Hungrigen, sie seien Sünder. Und alles, was du ihnen sonst noch mitzuteilen hast, ist, sie sollen Buße tun. Du lachst über die, die arbeiten und handeln, weil ihnen, so sagst du, Gottvertrauen fehlt. Aber du selbst lebst von dem, was abgearbeitete Frauen dir bringen, und dafür versprichst du ihnen – das Jenseits. Hirsch Rasejner, du hast schon vor langer Zeit deinen Anteil am Jenseits an diese armen Frauen verkauft.«

Hirsch riss sich los und verschwand. Ich fuhr nach Wilna zurück, erleichtert, dass ich eine Bürde los war. In meiner Auseinandersetzung mit dem Musaristen war mir wieder klar geworden, warum ich die Jeschiwa verlassen hatte. Ich sagte mir, falls ich damals nicht ganz verstanden hatte, warum ich wegging und wohin, dann war da noch jemand anderer in mir, der stärker gewesen war als ich. Dieser andere war meine Generation und meine Umgebung.

2.

Zwei Jahre vergingen. Im September 1939 kam es zum Krieg zwischen Deutschland und Polen. Die Rote Armee besetzte die westliche Ukraine und das westliche Weißrussland.¹⁴ Nachdem die Russen sich ein paar Wochen in Wilna festgesetzt hatten, verkündeten sie plötzlich, sie gäben die Stadt an die Litauer zurück. Flüchtlinge begannen bei uns einzutreffen, die nicht unter sowjetischer Herrschaft leben wollten. Auch die Novaredker Jeschiwa kam von Bialystok nach Wilna. Doch die Sowjets blieben. Es herrschte Hunger und die Gesichter waren verdunkelt von der Furcht vor den Verhaftun-

gen, die die NKVD-Leute aus Minsk jede Nacht durchführten. Bedrückt ging ich durch die Stadt. Als ich einmal in einer Schlange um Brot anstand, sah ich plötzlich Hirsch Rasejner.

Ich hatte erfahren, dass er geheiratet hatte. Sein Gesicht umrahmte ein schwarzer Bart. Seine Bewegungen waren etwas verhaltener, seine Kleidung besser. Ich war so froh, ihn zu sehen, dass ich meinen Platz in der Brotschlange aufgab und mich durch die Menge zu ihm hinüberdrängte.

Aber er sprach wenig und war überaus vorsichtig. Ich verstand, dass er mir nicht vertraute und keinen Ärger haben wollte. Ich sah, wie er mich musterte, um abzuschätzen, ob er sich vor mir in Acht nehmen musste. Aber er fühlte meine Niedergeschlagenheit. Er hielt seine Hand vor den Mund, als wollte er ein verächtliches Lächeln verbergen. In seinen Augen funkelte Ironie. Mit dem Kopf deutete er zur gepflasterten Straße, wo Panzer standen, die von Rotarmisten bewacht wurden.

»Nun, Chaim«, sagte er ruhig, »bist du jetzt zufrieden? Ist das nicht, was du wolltest?«

Ich versuchte zu lächeln und antwortete ebenfalls ruhig: »Was für dich treyf ist, ist für sie noch lange nicht koscher.«

Aber in seiner harten, ernsten Miene las ich, wie dünn mein Witz war. Ich trat ein wenig auf ihn zu und sagte: »Hirsch, ich bin dafür so wenig verantwortlich, wie du für mich verantwortlich bist.«

Der Rasejner schüttelte sich und sagte knapp und scharf, als fiel alle Furcht von ihm ab: »Da liegst du falsch, Chaim. Ich bin sehr wohl für dich verantwortlich.« Er tat ein paar Schritte zurück und wies mit den Augen streng auf die Rotarmisten bei den Panzern, als wollte er sagen: »Und du für sie.«

Neun weitere Jahre vergingen, Jahre des Krieges und der Zerstörung,¹⁵ während derer ich in Russland, Polen und Westeuropa herumwanderte. An einem Nachmittag im Sommer 1948 fuhr ich mit der Pariser Métro. Paare standen in der dichten Menge und küssten sich. Kleine Französinnen hingen wie ohnmächtig an den Mündern ihrer schwarzgelockten Liebhaber. Die jungen Männer behielten kunstvoll ihr Gleichgewicht im schaukelnden Wagon, ohne den Kontakt mit den Lippen ihrer Mädchen zu verlieren. Ein großer, gut gebauter junger Mann hatte seine Hände bis zu den Handgelenken durch die eisernen Ringe gesteckt, die von der Wagendecke herabhingen. Er beugte seinen Kopf weit hinunter und sein Mädchen streckte sich auf Zehenspitzen zu ihm empor. Sie konnte aber nicht einmal sein Kinn erreichen. Sie legte ihr schmales Gesicht an seine breite Brust. Auf den Bänken blätterten ältere Franzosen mit Baskenmützen entspannt und bedächtig in Zeitungen. Bejahrte Hausfrauen saßen gedankenverloren inmitten ihrer Einkaufstaschen, nur ihre Finger bewegten sich rasch, strickten Socken, Wolljäckchen und Kopftücher. Eine Frau in Make-up und Rouge startete wie ein ausgestopfter Vogel mit verkniffenen Lippen auf einen der zuckenden Wollstränge, als beobachte sie ihren schrumpfenden Lebensfaden. Der graue Wollknäuel sah aus wie ein alter Kater, der im Schlaf zusammengerollt im Schoß einer einsamen, vergessenen Frau lag.

Der Wagon schlingerte plötzlich, die Pärchen schwankten, zerfielen und gerieten durcheinander. Man hörte gedämpftes Schimpfen und leises Kichern im allgemeinen Schweigen. Einen Augenblick später schon fanden sich blind Hände und Lippen wieder und versanken erneut im stillen Küssen. Nie-

mand sprach. Im Wagon war es brütend heiß von der Hitze des Tages und der süß-trunkenen, glühenden Lust der Pärchen, die mit der Métro in die Parks vor der Stadt fuhren.

Unwillkürlich erinnerte mich die Hingabe der zusammengeschweißten Leiber an die Stille in der Synagoge während des Achtzehn-Bitten-Gebets.¹⁶ Ich blickte eindringlich, fast scharf, in die Gesichter meiner Mitfahrer, als wollte ich sie zwingen, meinen Vergleich zu bestreiten. Aber keiner beachtete den herausfordernden Blick des ungehörigen Ausländers. Das steigerte meinen Verdruss. Ich hatte das Gefühl, eine heilige Erinnerung zu beschmutzen. Plötzlich sah ich ein bekanntes Gesicht, das die ganze Zeit vom Rücken eines Fremden verdeckt gewesen war. Erst als die Paare sich wegbewegten, wurde der Blick in seine Ecke frei. Mein Herz pochte. Hatte er wirklich überlebt? Er war doch in Wilna gewesen, als die Deutschen es besetzten. Als ich 1945 in meine zerstörte Heimatstadt zurückgekehrt war, hatte ich ihn nicht gefunden und auch nichts über ihn erfahren. Aber es waren dieselben Augen, dieselbe eigensinnig erhobene Nase, nur der breite schwarze Bart war an den Seiten grau geworden. Ich war ungemein überrascht, wie ruhig und gleichmütig er auf die Paare sah, und dass in seinen ernsten, traurigen Augen ein warmes Lächeln lag. Das sah ihm überhaupt nicht ähnlich. Doch dann fiel mir auf, dass sein Blick ins Weite ging und er die Menschen gar nicht wahrnahm. Er war sauber angezogen, trug eine lange Kapote und ein weißes Hemd ohne Krawatte. Der oberste Knopf war offen. Ich erinnerte mich: Er hatte nie eine Krawatte getragen. Eine Eigenwilligkeit, die mich mehr als alles andere überzeugte, dass er es war.

Ich drängte mich durch die Fahrgäste und stammelte: »Entschuldigen Sie, sind Sie nicht Hirsch Rasejner?«

Der Mann schaute mich an, zog die Stirn in Falten und lächelte:

»Ah, Chaim, Chaim, du bist's? *Sholem aleykhem*. Wie geht es dir?« Ich spürte sofort, dass Hirsch Rasejner diesmal nicht wie vor elf Jahren zynisch fragte, wie es um meine Spiritualität bestellt sei. Er sagte es ganz ruhig, einfach und herzlich, etwas besorgt, wie man einen alten Freund fragt, dessen schwierige Lage man hinreichend kennt.

Wir zogen uns in eine Ecke zurück und er erzählte mir in aller Kürze, dass er in einem Lager in Lettland gewesen war. Jetzt sei er Leiter einer Jeschiwa in Deutschland, in Zeilsheim.

»Du leitest eine Jeschiwa in Deutschland? In einem DP-Lager? Wer sind denn deine Schüler, Reb Hirsch?«

»Meinst du vielleicht, Chaim, der Ewige¹⁷ sei verwaist?« Hirsch lächelte. »Es gibt noch Knaben, *borekh hashem*, die Torah lernen.«¹⁸

Er erzählte, er sei mit einer Gruppe¹⁹ seiner Schüler im Lager gewesen. Er habe sie eng um sich geschart, sie die jüdische Tradition gelehrt und ihnen bei der Arbeit geholfen, weil sie noch Kinder waren und sehr schwach. Nachts versammelten sie sich um sein Bett, um gemeinsam die Psalmen zu sagen. Im Lager sei auch ein Arzt gewesen, der klagte, er gäbe sein halbes Leben dafür, die Psalmen beten zu können. Er vermochte es nicht. Ihm fehlte der Glaube. Ein armer Kerl.

Ich war glücklich über die Begegnung und wollte eine Auseinandersetzung vermeiden, darum fragte ich obenhin: »Wie gefällt dir Paris?«

»Keine Ahnung.« Er zuckte leicht mit den Achseln, als lohnte es sich nicht, darüber zu reden. »Für dich ist Paris wahrscheinlich ein Erlebnis. Ich bin hier schon zum sechsten oder siebten Mal.«